

Leseprobe aus:

**Bruno Ziauddin**

# **Grüezi Gummihälse**



## Ein bisschen Einleitung

Wird ein Schweizer von seiner Firma befördert oder mit einem wichtigen Projekt betraut, dann sagt er, vor allem wenn das Ganze eher überraschend kommt, «ich habe diese Aufgabe nicht gesucht, sie wurde an mich herangetragen». Damit signalisiert er den Kollegen, dass er kein ruchloser Karrierist ist, kein Ehrgeizling, der sich auf Kosten anderer vordrängt. Zugleich versichert er auf diese Weise, dass sich zwischen ihm und ihnen nichts ändert, dass er sich wegen ein bisschen Aufstieg nicht für etwas Besseres hält, weiterhin freundlich grüßt und sich weiterhin in der Kantine zu den anderen aus der Abteilung an den Mittagstisch zu setzen gedenkt. Kurz: Er will es sich mit den Kollegen nicht verderben, will auf gut Schweizerdeutsch keine *Lämpfen*.

An alle in der Schweiz lebenden Deutschen, die mich kennen, kannten oder noch kennenlernen werden – Nachbarn, Freunde, Arbeitskollegen, Physiotherapeuten, Kellner, Türsteher, Rheumatologen:

*Ich habe diese Aufgabe nicht gesucht, sie wurde an mich herangetragen.*

Und zwar gleich zweimal. Im Sommer letzten Jahres vom Magazin der *Süddeutschen Zeitung*, das, aufgeschreckt von ziemlich deftigen Schlagzeilen in der Schweizer Presse, von mir beschrieben haben wollte, was denn die «Eidgenossen», wie man uns in

Deutschland so schaurig gerne nennt, an den vielen Deutschen stört, die es sich neuerdings in ihrem Land gemütlich machen. Und einige Wochen nach Erscheinen des Artikels auch noch von dem charmanten Verlag, der nun dieses Büchlein – wir Schweizer stehen bekanntlich auf den Diminutiv – herausgibt.

Es ist normalerweise nicht so, dass ich in meinem Schweizer Leben am Morgen aufwache und mich als Erstes frage, wie viele Deutsche wohl über Nacht wieder eingewandert sind. (Gut 30 000 waren es im letzten Jahr.) Es ist auch nicht so, dass ich als Zweites das Fenster aufreiße, um nachzusehen, ob unten auf der Straße wieder dieser Halbschlaue herumlungert, der Briefkästen fotografiert. Das ist tatsächlich passiert! Und es war ein Deutscher! Ein vielleicht dreißigjähriger Mann, dessen einziges Merkmal ein schlecht sitzender Anzug war, stand eines Morgens vor dem Eingang unseres Mietshauses und machte mit einer Digitalkamera Aufnahmen der Briefkästen. Als ich ihn fragte, was genau das hier werden solle, antwortete er leicht eingeschnappt, er wolle bloß herausfinden, wer der «Makler» des Hauses sei. Der Mann sprach ein mildes Schwäbisch oder Sächsisch. So genau können wir das nicht unterscheiden, noch nicht. Jedenfalls heißt es bei uns nicht Makler, sondern Verwaltung.

Alles in allem, so muss ich gestehen, bin ich ein ausgesprochener Deutschland-Nichtexperte, zumindest bezüglich eigener Anschauung «vor Ort», wie man nordrheinisch so flott zu formulieren pflegt. Darin unterscheide ich mich kaum von der Mehrheit meiner Landsleute, die gerne und oft in der Welt herumreisen – südwärts, westwärts, ostwärts, bergwärts, nur nicht gen' Norden, und wenn, dann richtig, indem sie eine Feriendestination zwischen Kopenhagen und der Arktis ansteuern. Mein erstes

Deutschland-*Reisli* führte mich nach Konstanz, so denn dieses Örtchen überhaupt in Deutschland und nicht in Österreich liegt. Ich muss zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein und nahm mit meiner Fußballmannschaft an einem Juniorenturnier teil. Zu jenem Zeitpunkt hatte ich mit den Eltern bereits Paris gesehen und Rom, die jugoslawische Adriaküste, Budapest und die Camargue. Alsbald sollten Wien und London und Irland und Schweden hinzukommen. Aber Deutschland?

Ich entsinne mich noch vage daran, wie ich in einem Konstanzer Lokal, das irgendwie düsterer war als das, was ich von der Schweiz her kannte, ein Getränk vorgesetzt bekam, das wie Cola aussah, aber zu meiner Enttäuschung überhaupt nicht wie Cola schmeckte. Da wusste ich: Jetzt bist du schwer im Ausland. (Wir Schweizer sagen übrigens *Coci* – sprich in etwa «Ggo-ggi» –, was zugleich ein Kosewort für Kokain ist. Aber das ist ein anderes Thema.)

Das Einzige, das mir von dem Juniorenturnier in Erinnerung geblieben ist: Wir gewannen. Würde man die eigene Vergangenheit überkritisch beleuchten wollen, könnte man darauf hinweisen, dass mein Verein aus Zürich war, der größten Stadt der Schweiz, und eine der besten und stolzesten Nachwuchsabteilungen des Landes stellte, während unsere Gegnerschaft allesamt aus Provinz-, Dorf- und Nochweniger-Mannschaften bestand. Es war also in etwa so, wie wenn Wladimir Klitschko gegen Stefan Raab boxte. Sei's drum, ich war überzeugt, wir hätten an diesem Tag auch die Bayern vom Platz kombiniert. Seitdem ist meine Ehrfurcht vor dem deutschen Fußball nicht ganz so groß, wie sie aufgrund der von den einschlägigen Länderspiel- und Europapokalstatistiken suggerierten Realitäten vermutlich zu sein hätte. Mehr zu diesem leidigen Thema vielleicht später, in einem noch

zu schreibenden Kapitel. (Entspannen Sie sich, werter deutscher Leser, es ist nun mal nicht alles im Leben planbar!)

Ich würde behaupten, unter normalen Umständen ist meine Haltung Deutschen und Deutschem gegenüber so neutral wie Babyshampoo von Johnson. Dies dürfte auf die meisten Schweizer zutreffen, wenngleich auf den ersten Blick wenig für diese These spricht. Apropos *Blick*: So heißt unser Pendant zur *Bild*-Zeitung, und dieses hat Anfang letzten Jahres mit einer Serie zum Thema «Wie viele Deutsche verträgt die Schweiz?» für Aufsehen, Heiterkeit oder schlechte Laune gesorgt, je nach Standpunkt. Der *Südkurier* (Baden-Württemberg) sprach gar von einer «mehrteiligen Serie», wobei mir persönlich relativ wenig einteilige Serien bekannt sind. Zurück zu den normalen Umständen, unter denen wir deutschneutral sind. Dazu gehört ARD, ZDF oder Vox schauen, eine Miele-Waschmaschine bedienen oder im Tram (bei uns heißt es *das*, nicht die Tram) schweigend neben einem schweigenden Deutschen zu sitzen. Nicht normale Umstände sind, nebst RTL II schauen, die Zeiten einer Fußball-WM oder -EM, im Tram schweigend neben drei nicht schweigenden Deutschen zu sitzen, ferner das plötzliche Eindringen des Teutonischen in landesintime Situationen.

Unter einer landesintimen Situation hat man sich beispielsweise das Vorzeigen des Halbtax-Abos auf einer Zugreise mit den Schweizerischen Bundesbahnen SBB vorzustellen. Wie der Name unmissverständlich verrät, verhilft einem das *Halbtax* zu einer Ermäßigung von fünfzig Prozent auf sämtliche Bahnfahrten mit unserer SBB. – Eine schweizerische Institution, gute Sache, jeder hier hat es. Wenn dann, sagen wir auf der Fahrt von Männedorf nach Dietikon, unvermittelt ein Schaffner auftaucht – die heißen bei uns eigentlich Kondukteure, aber für einmal will der lokale

Ausdruck nicht so recht passen –, wenn also ein Schaffner norddeutsch genäselst fragt, «Kannichmalbitteihshalbtagssehen?», sodass es sich anfühlt, als hätte man eine Eispackung aufs Ohr gelegt bekommen, dann:

Davon wird noch ausführlicher die Rede sein müssen, das sei, bei aller Spontaneität, schon mal angekündigt.

Natürlich habe ich für dieses Büchlein mit zahlreichen Menschen gesprochen, mit Schweizern und, im Sinne einer ausgewogenen Berichterstattung, auch mit ein paar Deutschen. Von Letzteren werden jene, die sich positiv über unser Land geäußert haben, ausführlich zu Wort kommen (sorry Birgit und Jenny). Aber zwischendurch hat man ja ganz gern nicht nur Meinungen, sondern auch ein paar Zahlen, Daten und Fakten. Auch wenn meiner Meinung nach «Zahlen, Daten und Fakten» oft nicht mehr sind als die Polemik der Buchhalter und Statistiker.

Also: Die Volksrepublik China hat 1,3 Milliarden Einwohner. Das sind sechzehnmal mehr als Deutschland. Der Zufall will es, dass Deutschland seinerseits just sechzehnmal mehr Einwohner zählt als der deutschsprachige Teil der Schweiz (4,8 von insgesamt 7,5 Millionen). Wenn sich nun ein deutscher Leser in die Lage von uns Deutschschweizern hineinversetzen möchte, dann möge er sich bitte vorstellen, im Osten grenzte sein Land nicht an Polen, sondern eben an China. Wenn in der Schweiz 201 899 Deutsche leben, was am 31. Dezember 2007 der Fall war, dann fühlt sich das für uns in etwa so an, wie wenn drei Millionen Chinesen im (imaginierten) Nachbarland Deutschland lebten. Und jedes Jahr ein paar hunderttausend hinzukämen. Und an der Technischen Universität München fünfzig Prozent der Professorenstellen mit Chinesen besetzt wären (entspricht dem D-Anteil

an der Hochschule St. Gallen). Und an der Berliner Charité ein Drittel der Ärzte aus dem Reich der Mitte stammten, in einigen Abteilungen gar siebzig und mehr Prozent (entspricht den Verhältnissen am Universitätsspital Zürich). Und in Hamburg in der U-Bahn eine Stimme mit chinesischem Akzent «Lathaus» oder «Lan-Dungs-Blü-Ken» ansagte. Und im Kölner Dom ein Pastor aus Peking die Gemeinde aufforderte, gemeinsam das «Vatel Unsel» zu beten.

Die Gründe, warum es immer mehr Deutsche in die Schweiz zieht, sind simpel. Erstens und vor allem: Wir sind ein tolles Land. Was des Weiteren mitspielen mag: Der florierenden Schweizer Wirtschaft fehlt es an einheimischen Arbeitskräften, nicht zuletzt an gut- bis hochqualifizierten. Handwerker, Kindergärtnerinnen, Börsenanalysten, Chirurgen, Hochschulprofessoren et cetera. Brutal überspitzt könnte man sagen: Wir Schweizer brauchen die Deutschen. (Ob ich so bald wieder eine Friedenspfeife herumreichen werde, ist mehr als ungewiss. Nehmen Sie lieber jetzt einen tiefen Zug, geschätzter Leser.) Selbst eigene Pfarrersleute gehen uns allmählich aus. Das hat den *Blick* – es heißt die *Bild*, aber der *Blick* – zu folgender Zeile inspiriert: «Heiliger Bimbam, jetzt erobern die Deutschen sogar unsere Kirchen.»

Viel mehr jedoch als wir die Deutschen, dies drittens, brauchen die Deutschen *uns*. Deren Arbeitsmarkt funktioniert bekanntlich etwa so reibungslos wie die Müllentsorgung in Neapel, sodass all die gut- bis hochqualifizierten deutschen Handwerker, Kindergärtnerinnen, Börsenanalysten, Chirurgen, Hochschulprofessoren im eigenen Land entweder keinen Job finden oder einen, der so mies entlohnt wird, dass es billiger ist, gleich zu Hause zu bleiben. Wir in der Schweiz hingegen leben nach dem Motto: Hohe Berge, hohe Löhne, tiefe Steuern. Viertens ist am

1. Juli 2004 das sogenannte Personenfreizügigkeitsabkommen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union in Kraft getreten, welches die Hürden für Deutsche und andere EU-Bürger auf dem Schweizer Arbeitsmarkt schrittweise beseitigt hat. Seit her ist es nicht mehr nur so, dass die ganze Welt bei uns Ferien macht und ihren Sparstrumpf lagert. Nun arbeitet auch noch halb Europa hier. Selbstverständlich wurde dieses Abkommen, wie das bei uns so Sitte ist, in einer Volksabstimmung gutgeheißen. Bedenkt man, dass das Verhältnis vieler Schweizer zur EU etwa so entspannt ist wie das eines Mieters zu einem Nachbarn, der zwar immer freundlich grüßt, aber zwei Köpfe größer ist, die Arme mit Knast-Tattoos tapeziert hat und aus dessen Wohnung man wimmernde Kinderstimmen dringen zu hören glaubt, dann muss man zugeben: ganz schön mutig.

Nein, es ist keineswegs so, dass ich deutschenfixiert bin. Außer eben, es werde an mich herangetragen, mir nähere Gedanken zu unseren Mitbürgern aus dem nördlichen Nachbarland (dem großen Kanton, wie die Älteren hier sagen) zu machen. Beide Male, da dies der Fall war, gab man mir übrigens zu verstehen, dass ich durchaus ein bisschen fies sein dürfe bei der Behandlung des Themas. Diesem Wunsch habe ich, im Rahmen meiner Möglichkeiten, zu entsprechen versucht. Der Kunde ist schließlich König. Der Artikel fürs SZ-Magazin ist jedenfalls sehr gut angekommen. Zumindest bei den Schweizern, die ihn gelesen haben. Aus Deutschland bleibt mir vor allem ein E-Mail in Erinnerung (wir sagen *ein*, nicht eine Mail). Es ist das längste, das ich je bekommen habe, und maß zirka einen halben Meter. So genau kann ich das nicht sagen, denn ich habe es nie ausgedruckt, und einen Maßstab über den Bildschirm meines Laptops zu halten

bei gleichzeitigem Betätigen der *Page down*-Taste, das übersteigt meine motorischen Fähigkeiten.

Apropos Maßstab (ich werde sogleich auf das bemerkenswerte Mail zurückkommen): Ein Bekannter von mir war neulich bei der Ikea. Obwohl Deutsche bei uns nicht im Rufe stehen, besonders weltläufig zu sein, gehe ich davon aus, dass dieses schwedische Möbelhaus keiner weiteren Einführung bedarf und auch in der Heimat von Aldi, Hagebaumarkt und Ado-Gardinen bekannt ist. Bei uns heißt es übrigens Vorhänge, nicht Gardinen. Jedenfalls beobachtete mein Bekannter, wie ein deutscher Kunde die Ikea-Verkäuferin in diesem forschen Preußen-Sound, auf den wir Schweizer so wahnsinnig stehen, fragte: «Wo krieg ich hier 'nen Zollstock?»

Verkäuferin: «Block?»

Kunde: «Ne, einen Zollstock.»

Verkäuferin, ratlos: «Was für einen Schtock, bitte?»

Kunde, mittlerweile bellend: «ZOLLSTOCK, ICH WILL 'NEN ZOLLSTOCK!»

Tja. Begriff in der Schweiz leider gänzlich unbekannt; es heißt hier Maßstab, Messband, *what ever*. Am Zoll machen wir ganz andere Dinge. Zum Beispiel nach Zollstöcken bellende Deutsche ins Land lassen.

Zurück zum 0,5-Meter-E-Mail. Es handelte sich dabei, der Leser ahnt es, nicht um eine Lobeshymne, sondern um eine wüste Tirade gegen meinen furchtbar dummen, primitiven, platten, nationalistischen, rassistischen Antideutschenartikel. Absenderin des elektronischen Tobsuchtsanfalls war eine Frau aus Hamburg, eine Museumskuratorin oder Regieassistentin oder Theaterpädagogin, jedenfalls etwas in der Richtung. Unter anderem echauffierte sich die Frau darüber, dass ihr Volk in dem Artikel

als hierarchiegläubig hingestellt werde. Ich hatte einen Schweizer Krankenpfleger namens Max zitiert (in der Schweiz wird auch ohne triftigen Grund geduzt), der sich über die Unterwürfigkeit deutscher Assistenzärzte gegenüber den Vorgesetzten lustig machte. Max erzählte, dass die deutschen Assistenzärzte von den Einheimischen GUMMIHÄLSE genannt werden – weil sie unentwegt nicken, wenn der Chef etwas sagt. Das fand die Frau aus Hamburg gar nicht lustig. Darüber beschwerte sie sich nicht nur bei mir, sondern cc. bei sämtlichen Chefs, stellvertretenden Chefs und Fast-Chefs jenes Schweizer Wochenmagazins, für das ich hauptsächlich schreibe. Vielleicht hoffte die dergestalt ihre eigene Obrigkeitsgläubigkeit offenbarende Dame, einer der Herren Vorgesetzten würde sich aus seinem Chefessel erheben und mich, als Strafe für so viel Unflat, mit 'nem Zollstock züchtigen.

Vor allem aber konnte sich die Frau nicht mit der Deutschen-Typologie anfreunden, die ich eigens für den Artikel entworfen hatte und die – im Bemühen um einen differenzierten Journalismus wider verantwortungslose Verallgemeinerungen – unsere deutsche *Community* in verschiedene Kategorien einzuteilen trachtete. Ich möchte dem Leser diese SYSTEMATISIERUNG des Untersuchungsgegenstandes nicht vorenthalten und erlaube mir, sie an dieser Stelle in aktualisierter, überarbeiteter und ergänzter Form nochmals wiederzugeben. Aktualisiert, überarbeitet und ergänzt nicht zuletzt deshalb, weil ich mir dadurch erhoffe, endlich auch die Frau aus Hamburg als Fan meines Œuvres zu gewinnen.